



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Sennhütte auf dem Zwiselberg.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

geht vielmehr sehr gründlich und gewissenhaft zu Werke, und man kann daher aus jedem seiner *Apercus* viel lernen. — Aber man hat dabei immer das Gefühl der Unsicherheit, und in der That ist er auch in den zwanzig Jahren, wo er sein kritisches Geschäft treibt, in die allerentgegengesetztesten Extreme verfallen. Einen vollendeten Kritiker würden wir also denjenigen nennen, der diese beiden entgegengesetzten Eigenschaften *Blanche's* und *St. Beuve's* zu vereinigen versteht.

In der neuern Zeit sind auch mehrere junge Kritiker aufgetreten, die wenigstens dahin streben. Die meiste Auszeichnung verdient der Referent über die englische Literatur in der *Revue des deux mondes*, *Emile Montégut*. Der Aufsatz über *Hawthorne's* neuestes Werk, der in demselben Hefte steht, ist musterhaft und entwickelt die Verirrungen eines glaubensbedürftigen, aber inhaltslosen Herzens, das fortwährend nach Schattenbildern jagt, weil es nur der Phantasie folgt und nicht den Regulator des Gewissens in sich trägt, auf das Vortrefflichste.

Wir haben noch einen andern Grund, auf diese französischen Kritiker aufmerksam zu machen. Die eigentlich wissenschaftliche Literatur aller Völker ist kosmopolitisch. Die Fortschritte des einen Volks kommen, wenn auch nicht ganz in demselben Umfange, allen übrigen zu Gute. Von den poetischen Leistungen nimmt man wenigstens ungefähr Notiz. Dagegen bleibt das ästhetische Urtheil bei jeder Nation im Ganzen isolirt, und nur in den seltensten Fällen giebt man sich die Mühe, das Urtheil, welches man über den Dichter einer fremden Nation fällt, durch die Urtheile der nationalen Kritiker zu modificiren, und doch scheint uns dieses höchst wichtig, denn nur auf diese Weise wird die Einseitigkeit des ästhetischen Standpunkts aufgehoben. Freilich ist es gerade in diesem Punkt für den Ausländer sehr schwer, die Spreu von dem Weizen zu sondern, und zu unterscheiden, welche Kritik überhaupt eine Berechtigung hat; aber es ist doch möglich und es muß geschehn.

Die Sennhütte auf dem Zwieselberg.

Wenn man den Bergrücken überstiegen hat, der sich über dem Hallstädter Salzberg erhebt, kommt man in die Gosau, ein lang hingestrecktes durchaus angebautes Thal. Herr von Schröckinger-Mendenberg giebt in seinem Reisehandbuche durch Salzburg und das Salzkammergut S. 123 von den Bewohnern der Gosau die überraschende Nachricht, daß sie gemeinhin Gosauer genannt werden, wie auch daß sie sich in Kleidung und Sitten, vorzüglich aber durch den Dialekt wesentlich von den übrigen Kammergütlern unterscheiden. „Fester Körperbau, Einfachheit der Lebensweise, patriarchalische Sitten, vollkommene Ausbildung in

den Elementarkenntnissen vor Allem aber ausgezeichnete Duldsamkeit gegen Andersgläubige, Charakteristren den Gosauer, welchen bei näherer Bekanntschaft gewiß jedermann lieb gewinnen muß." Dieses glückliche Thal erreichten wir (mein Reisegefährte, ich und ein Führer aus den Salinen zu Hallstadt) an einem der ersten Tage des Septembers, als die Sonne schon fast im Zenith stand, und waren herzlich froh darüber: nicht wegen der im Reisehandbuche gerühmten trefflichen Eigenschaften der Gosauer, denn leider konnten wir nicht lange genug bleiben, um uns von der Wahrheit dieser erfreulichen Nachrichten zu überzeugen — sondern weil wir sehr müde waren. Auf den Rath unsres Führers begaben wir uns zu dem Schmiede, der am Ende des Thals ein Wirthshaus hält, und wir hatten Grund, ihm für diesen Rath dankbar zu sein, denn die Tochter des Schmiedes, Barbara, ein etwa achzehnjähriges Mädchen, war ungemein reizend; und ich würde sie mit einer aufblühenden Rose vergleichen, wenn ich nicht glaubte, daß mit dieser Vergleichung der Rose, eine weit größere Ehre erwiesen wird, als diesem (und jedem andern) hübschen Mädchen. Wenn sie in kurzem von einem beneidenswerthen Gosauer heimgeführt wird, so könnte sie eine ähnliche Berühmtheit erlangen, wie die Töchter von Papa Ziebach mordbrennerischen Andenkens auf dem weiland Grimselhospiß, und zwar meines Erachtens mit weit größerer Berechtigung. Ich dachte an den Freund von Carl Vogt, der bei einer Vorausberechnung der zu einer Gebirgsreise erforderlichen Zeit an gewissen Orten wo hübsche Wirthstöchter waren, 8 oder 14 Regentage ansetzte. Indessen mein Freund, ein kgl. preussischer Regierungsassessor, hatte nur kurzen Urlaub und sah schon im Geist seine „Neste“ sich bis zur Höhe des Dachsteins thürmen und den Collegen der ihn vertrat, verzweiflungsvoll die Hände ringen: kurz er wollte von Regentagen nichts wissen. Ueberdies war unser Touristengewissen noch zu wenig abgehärtet, als daß wir die Wahrscheinlichkeit einer klaren Aussicht vom Zwieselberge leichtsinnig hätten in die Schanze schlagen sollen. Wir beschloffen also, nachdem wir einige Stunden geruht und uns etwas erfrischt hatten, diesen Berg zu ersteigen und die Nacht in einer der auf ihm befindlichen Sennhütten zuzubringen. Ein junger Mann aus Wien, der seinem Namen im Fremdenbuche nicht ohne Selbstbewußtsein den Charakter „Ministerialbeamter“ hinzufügte, schloß sich an uns an, ein Bube lud sein Gepäck auf, der Bruder der schönen Barbara das unfrige, wir nahmen Abschied und traten unsren Weg an.

Der Wiener sprach unbefangen über österreichische Zustände und erzählte von der Polizeiwirthschaft in der schönen Kaiserstadt, wie es jetzt noch viel schlimmer sei, als unter Vater Welden, und daß namentlich die Erlangung der Concession zum Kauf einer Jagdflinte zu den größten Unmöglichkeiten gehöre. Indessen fing es an bergauf zu gehn, und das Gespräch verstummte allmählich, denn wir hatten bald zum Reden keinen Athem übrig. Der Berg ist ziemlich steil und unwegsam, die Pfade winden sich über Baumwurzeln, Gestrüpp, Geröll und von Bergwasser

ausgewaschene Stellen. In dem mäßigen Schritt, zu dem sich beim Besteigen größerer Anhöhen bald auch der jugendlichste Ungestüm bequemt, aber ohne die mindeste Last setzten wir unsren Weg fort, und kamen nach etwa anderthalb Stunden aus dem Walde heraus, der sich um Rücken des Zwieselbergs hinauzieht, Auf einer mit Tannen bestandenen Abdachung, wenige Fuß über uns, sahen wir die Sennhütte stehn, darüber erhob sich der kahle breitabgeplattete Kegel des Berges, nach der bekannten optischen Täuschung scheinbar sehr nahe, doch in Wirklichkeit fast noch eine Stunde entfernt. Ein Blick auf die jetzt schon enthüllten Theile der Aussicht, die Schneegipfel und Gletscher des Dachsteins hoch über uns, die grünen Gosauseen tief unter uns, verlieh uns neue Kräfte, und schweigend klangen wir die letzte Strecke hinaus. Eine fast völlig klare Aussicht entschädigt uns reichlich für die kleine Anstrengung. Nur der Westen zu dem sich die Sonne schon hinabneigte, war etwas unwölkt. Ein Bild besonders aus dieser reichen und großartigen Rundumsicht, muß jeden, der es gesehn hat, unvergesslich bleiben. Gerade über uns ragen nackte zerklüftete Felsklippen und Hörner, Schneelager in ihren Schluchten und Spalten, tiefer hinab ein mächtiges weithinstarrendes Eisfeld, eine grauenvolle Einöde von der furchtbarsten Wildheit; das ist der Gipfel des Dachsteins. Schroffsteil fallen die nackten braunen Gebirgswände ab, erst in beträchtlicher Tiefe sind sie sanfter geneigt und mit unermesslichen schwarzen Tannewäldern bewachsen. Und mitten aus diesen düstern Wäldern schimmert wie ein Smaragd eine Wasserfläche vom schönsten sanften Hellgrün, und von einer Klarheit, daß wir von unsrer Höhe aus deutlich die Bäume am Ufer sich in ihr spiegeln sahn; es ist der hintere Gosausee. Die wundervolle Farbe, die tiefe Abgeschlossenheit und die gewaltige Umgebung giebt diesem Anblick etwas Zauberisches, und unwillkürlich mußte ich an den verzauberten See denken, auf dessen Grunde die Grafentochter, die den verwünschten Prinzen geheirathet hat, in einem Glaspalast sitzt und spinnet. Eine Viertelstunde etwa genossen wir diese einzige Aussicht, dann begannen Wolken sich vor den Höhen des Dachsteins zu lagern und sich allmählich tiefer und tiefer zu senken, so daß ein Theil der Landschaft nach dem andern eingehüllt wurde, und wir verließen den Gipfel. Der Bube war schon, ohne uns auf die Höhe zu begleiten, mit unsrem Gepäck nach der Sennhütte vorausgegangen, wo wir zu übernachten gedachten, und hatte uns angemeldet. Bald hatten auch wir sie erreicht. Die langen grauen moosbewachsenen Hütten, die hohen schwarzgrünen Tannen, das wohlgenährte schwerfällige Vieh, der ziehende Nebel, der hin und wieder zerriß, um eine steile Wand oder ein ragendes Horn aus der Ferne durchblicken zu lassen — alles das gab ein Bild wie es Seidl in München wahr und schlagend auf eine kleine Leinwand zu werfen versteht. Die Sennerin war noch bei ihren Kühen, und wir richteten uns in ihrer Abwesenheit in der Hütte häuslich ein.

Ueber nichts, glaube ich, sind in der norddeutschen Ebene so viele schiefe

und unrichtige Vorstellungen noch immer verbreitet, als über Sennerinnen und Sennhütten. Herumziehende Tyrolersänger, lügenhafte Theaterdichter und begeisterungstrunkene Touristen haben es dahin gebracht, daß viele Leute sich die Sennerinnen als bezaubernd schöne Mädchen in dem auf Theatern üblichen Schweizercostum vorstellen, die den Gast mit biederm Händedruck, seelenvollem Blick und dem traulichen Du empfangen und ihm die herrlichsten Volkslieder vortragen, wobei sie sich auf einer Guitarre begleiten, die an einem blauen Bande hängt; eine schöne Stimme versteht sich gewissermaßen von selbst. In den fliegenden Blättern war vor einiger Zeit eine Sennerin dargestellt, wie ein Berliner sie zu sehen erwartet hatte, und daneben eine, die er wirklich zu sehen bekam. Der Contrast war stark, doch nicht übertrieben. Die Sennerinnen führen in der Wirklichkeit ein hartes Leben, voll Arbeit und Entbehrung: drei bis vier Monate bringen sie auf der Alpe in der tiefsten Einsamkeit bei den Heerden zu, falls nicht mehrere Hütten bei einander liegen, und die Sorge für das Vieh, für die Milch und Käsebereitung macht ihnen genug zu schaffen. Fast immer sind es Mägde, denen dieser schwere Dienst obliegt, und Schönheiten sind unter ihnen gerade nicht sehr häufig, weil weibliche Schönheit bekanntlich durch nichts so sicher zerstört wird als durch harte Anstrengungen. Ueberdies liegt es auch nicht gerade im Interesse der Besitzer der Alpen, schöne Mädchen hinaufzuschicken, da diese leicht durch zu häufige Besuche von der Erfüllung ihrer Pflichten abgehalten werden könnten. Gibt es doch keinen geeigneteren Ort zu einem Stelldichlein für Verliebte, als eine Sennhütte, wo gewöhnlich stundenweit in die Runde keine Seele ist, die sie belauschen könnte. Die böse Welt, deren Beobachtung die Sennerinnen so ganz entzogen sind, hält sich durch ein allgemeines Mißtrauen gegen ihre Tugend schadlos. In einem von den „Schnaderhüpfeln“ — jenen kurzen vierzeiligen Strophen, die im Volksmunde entstehen, und in diesen Gegenden sich meist auf die Verhältnisse der „Buen“ zu den Sennerinnen beziehen — heißt es:

Im Thal liegt der Nebel, Auf der Alma is klar,
Was d' Leut von mir red'n, Is a net all's wahr.

Im Allgemeinen sind diese Schnaderhüpfeln sehr leichtfertiger Natur und oft nicht gut mittheilbar. Der „Bue“ äußert gewöhnlich ziemlich lockere Grundsätze.

Um a Kus, um a Kalm B'suach i freili kaan Alm,
Um a Sennlerin glei, Ja da bin i dabei.
Auf d' Fray bin i gange Den ganzen Summa
Bon der aan zu der andern — Hab koani gnumma.

Du gar so schö's Diendl, I muuß von Dir gehn,
Für die Zeit, wo d' mi g'liebt hast, Bedank i mi schön.

Die Dirne tröstet sich eben so leicht;

Ei aus is mit mir Und mein Haus hat koan Thür
Und mein Thür hat koan Schloß Und mein Schatz bin i los.

Nur selten stößt man auf den Ausdruck eines schmerzlichen Gefühls.

S'is no net lang, daß g'regt hat, die Lauble tröpfle no;

I hab mal a Diendl g'habt — I wollt, i hätt's no!

Eine Sennhütte ist im Allgemeinen kein begehrenswerther Aufenthalt. Die unsre war aus rohen unbehauenen Stämmen gezimmert; der ungedielte Hauptraum hatte in der Mitte einen Heerd aus aufgeworfener Erde mit Holz eingefast und mit Schiefer belegt; der Rauch zog wo er konnte und mochte, durch die Spalten und durch die Thür, die den Tag über als einzige Lichtöffnung offen stand, denn ein Fenster gab es nicht. Der Heerd vertrat zugleich die Stelle des Tisches; ringsherum waren an den Wänden Bänke und Gestelle befestigt, auf denen hölzerne Kübel, irdene Schalen und Töpfe, blecherne Löffel und anderes Geräth sich befanden. Das Bett der Sennerin war der Raumersparniß wegen auf vier breiten Pfosten, etwa zwei Fuß hoch über einer Bank in einer Ecke angebracht, so daß der darunter befindliche Raum der Bank zur Aufnahme von Geräthschaften benutzt werden konnte. Von diesem Hauptraum war durch einen Verschlag eine Art von Kammer abgetrennt, und über dieser der Heuboden, wo wir übernachteten sollten. In einiger Entfernung lag eine lange Hütte, die zum Stall für das Vieh, und eine kleine, die zur Aufbewahrung von Käse und Milch diente. Manchmal wird auch der Hauptraum zu ebener Erde als Viehstall benutzt, und die Sennerin muß sich mit einer Wohnung im Dach begnügen.

Endlich hatte die Schwagerin (so werden in Salzburg die Sennerrinnen gewöhnlich angeredet) ihre Kühe gemolken, und kam in die Hütte, um sich mit uns über unser Abendessen zu berathen. Die Vorräthe ihres Haushalts bestanden in Brod, Milch, Butter, Käse, Eiern und Kaffee. Während sie sich mit der Bereitung des letztern beschäftigte, traten plötzlich zwei Buben von etwa acht und zehn Jahren in die Hütte, die von ihr als Brüder begrüßt wurden. Sie schienen keinen besondern Auftrag zu haben, noch weniger konnte man bei ihnen das romantische Gelüst voraussetzen, die Nacht auf dem Heuboden ohne besondere Veranlassung zuzubringen; möglicherweise waren sie von den um die Tugend der Tochter besorgten Aeltern als Ehrenwache gesendet, da diese wol erfahren haben konnten, daß „Stadtherren“ hinausgegangen waren. Unsere Schwagerin war nämlich keine Magd, sondern die Tochter des Besitzers der Alpe, der aber acht Kinder hatte, und sich vermuthlich durch diesen reichen Segen veranlaßt fühlte, einige Dienstboten weniger zu halten. Sie war ein stämmiges Mädchen von 19 Jahren und sah nicht übel aus; anfangs that sie blöde, indessen einige Scherze des Wieners über das landesübliche Thema, ob sie einen Geliebten habe, wer er sei u. s. w., machten sie allmählich umbefangen. Er gab vor, den Bruder der schönen Barbara für ihren Geliebten zu halten, und meinte, die Buben seien wol von den Aeltern hinausgeschickt, weil sie ihn hätten hinaufgehen sehen; sie behauptete hartnäckig, gar keinen Geliebten zu haben, und neckte den Wiener

ihrerseits mit der Leidenschaft, die er für die schöne Barbara zur Schau trug. So kam bald eine lebhaft allgemeine Unterhaltung in Gang, wobei die junge Dame des Hauses manchmal Aeußerungen that, die von uns als leichte Ueberschreitungen der Grenzen des Anstandes angesehen werden mußten; aber offenbar glaubte sie gar nichts Unschickliches zu sagen, und es lag eben nur daran, daß ihre Ansichten über diesen Punkt von den unsrigen verschieden waren. So saßen wir denn in sehr heiterer Stimmung um das qualmende und dampfende Herdfeuer, und soupirten in Erwägung der Umstände erträglich: namentlich muß ich dem Kaffee der Sennerin die (freilich unerhebliche) Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er besser war, als in den meisten Conditoreien von Berlin. Die Schwagerin ging ab und zu, sorgte für uns, scheuerte eifrig die gebrauchten Geschirre und kehrte sie mitunter ab, um verstoßen zu lachen; die Knaben saßen blöde und aufrecht in einem Winkel, lächelten über halbverstandene Scherze und wagten sich kaum hervor, um ein angebotenes Stück Zucker in Empfang zu nehmen.

Mein Freund, der Regierungsassessor, folgte dem Beispiele seines österreichischen Collegen; er entäußerte sich aller bureaukratischen Würde und trug ein altes Volkslied vom „Einsied'l auf dem Zwieselberg“ vor, das hier in der Mitte, wo der würdige Mann gelebt hatte, mit doppeltem Interesse gehört wurde. Unter Anderem berichtet das Lied Folgendes:

Der Einsied'l is a frommer Mann,
Hat a braune Kutten an,
Und a kurzen Mantel.

Der Einsied'l hat a hohlen Zahn,
'S Braumbier säuft er all's z'samm,
'S Braumbier kann er heißen.

Der Einsied'l sitzt wol auf der Stiegen,
Der Kellnerin muß das Kind er wiegen,
Pumpeia muß er singen.

Nachdem dieses Lied mit Beifall aufgenommen worden war, begaben wir uns zur Ruhe; d. h. wir zogen uns alle disponibeln Kleidungsstücke an, und kletterten auf den Heuboden, wohin uns die Buben folgten, wickelten uns in das Heu und schliefen, so gut es gehen wollte. Freilich schläft man nicht besonders gut in einer kalten Septembernacht, 3000 Fuß über dem Meer unter einem Dache, durch dessen breite Spalten der feuchte Nebel ungehindert zieht — man müßte denn daran gewöhnt sein. Und doch erwachten wir, Dank den Anstrengungen des Tages, erst gegen Sonnenaufgang, als die Sennerin längst bei ihren Kühen war. Der Morgen war unheimlich. Auf allen in der Hütte befindlichen Gegenständen hatte sich der Nebel in dicken Tropfen niedergeschlagen; als wir heraustraten, hing er so dicht um uns her, daß wir nur die nächsten Tannen aus

dem gestaltlosen Grau herausragen sahen. Doch während ein Feuer angezündet, ein Frühstück bereitet und verzehrt wurde, zertheilte er sich so weit, daß wir nothdürftig unsren Weg erkennen konnten. Wir hingen unsre Ränzel über, sagten der Schwagerin Lebewohl und schritten abermals dem Gipfel des Zwieselbergs zu.

Die Cuba-Frage.

Der mexikanische Krieg hat das Volk der Vereinigten Staaten in die Bahnen einer Eroberungspolitik getrieben, deren Fortgang eben so verhängnißvoll, als ihr endliches Ziel unberechenbar ist. Cuba ist der Punkt des Conflictes geworden, wo die Interessen der alten und neuen Welt feindlich zusammenstoßen, und unter den brennenden Fragen, welche den Frieden des Erdballs gegenwärtig bedrohen, ist kaum eine, die so unerwartet und über Nacht, wie diese, eine zerstörende Explosion herbeiführen kann.

Die Sympathien, die mit Recht die großen Geschicke Nordamerika's mit den Hoffnungen einer neuen Epoche für die Menschheit verbinden, haben dazu verleitet, diese Angelegenheit in ein Licht zu stellen, das nicht mit dem nüchternen Urtheil einer richtigen Politik, viel weniger noch mit den unantastbarsten Grundsätzen des internationalen Rechtes harmonirt. Noch mehr hat die wenig einsichtige Vorliebe für demokratische Bestrebungen den wahren Standpunkt dieser Frage verrückt und das widerrechtliche Getriebe schlechter Leidenschaften mit dem Firniß hehrer Principien bedeckt. Selbst Diejenigen, welche sich keine Täuschung über den Werth und die Motive der „Liberatoren“ Cuba's machen, sind gleichwol sehr geneigt, von dem Standpunkt einer etwas überschätzten, und jedenfalls nicht richtig verstandenen historischen Nothwendigkeit die Frage kurz abzumachen, und indem sie das Verfahren der Annegationspartei verdammen, es mit dem unvermeidlichen Gesetz der Entwicklung Amerika's zu entschuldigen. Man übersieht hierbei jedoch, daß die Wege dieser Entwicklung nicht gleichgiltig sind, noch weniger die Frage der Zeit und der Umstände, in denen sie an einem bestimmten Punkte eingreift. Verirrungen und Mißgriffe in Beiden können sowol auf die innere Gestaltung der Union verderblich zurückwirken, als einen für die höchsten menschlichen Interessen schädlichen Einfluß auf die politische Weltlage äußern. Unter diesem doppelten Gesichtspunkt muß die Bedrohung Cuba's durch amerikanische Eroberungsgelüste betrachtet werden.

Ein Volk, das gleich den Vereinigten Staaten auf fast 150,000 Quadratmeilen des culturfähigsten Gebietes der Erde kaum 24,000,000 Einwohner zählt, hätte wol noch innerhalb seiner Grenzen so lohnende Aufgaben für seine Thätigkeit